

Johannes Pichler

Das ABC christlicher Spiritualität

In der Theologie, der „Lehre über Gott“, studiert man Disziplinen, die, wie der Name sagt, mit Gott zu tun haben: Glaubenslehre, Moral, biblische, historische und praktische Theologie, und darauf Aufbauendes. Man redet über Gott. Ich bin der Überzeugung, dass die akademische Reflexion über Gott ihre innere Angemessenheit erst dort erreicht, wo der Theologe/die Theologin Gott nicht nur als Objekt untersucht, sondern sich selbst existenziell in die Glaubensbeziehung hineinnehmen lässt. Da Gott eine Person und kein Ding oder keine bloße Energie ist, soll man nicht bei der „Ich-Es-Beziehung“ stehenbleiben, sondern der „Ich-Du-Beziehung“ einen zentralen Ort zuweisen. Diese Beziehung, in der man Gott als ein „Du“ begegnet, nennt man Gebet, welches man in verschiedenen Sprachen/Spiritualitäten aussprechen kann. Das Gebet ist ein Angelpunkt der Religion: „Sag mir wie du betest, und ich sage Dir, was Du glaubst.“ (Bunge, Irdene Gefäße, 10.)

Es gibt bereits sehr viele Einführungen in spezifische Spiritualitäten bzw. Gebetsformen. Hier will ich das Thema Spiritualität von einer Metaperspektive beleuchten, indem ich das „ABC christlicher Spiritualität“ nach Johannes Hoff vorstellen und dabei besonders auf das Thema der *Responsivität* eingehen und einen Exkurs zu Martin Buber machen werde.

A: Un-unterschiedenheit (Eins-sein)

Gebet und spirituelle Praktiken sollen helfen, im Hier und Jetzt anzukommen, den Geist zu sammeln und den/die Betende/n dazu bewegen, mit sich eins zu sein. Dies gilt für verschiedene spirituelle Traditionen der Weltreligionen. Ebenso ist ein zentraler Gedanke des Neuplatonismus (ab 3. Jhdt.) die Betrachtung des *Einen (to hen)*, Nicht-Zweiheit oder der Un-Unterschiedenheit. „Wer eins mit sich selbst sein möchte, muss alles unterscheidende, urteilende und vergleichende Denken hinter sich lassen.“ (Hoff, Verteidigung des Heiligen, 394).

Besonders in der kompetitiven Welt von *Social Media*, aber auch vielen anderen Bereichen wird es vermehrt schwer, gar fast unmöglich, der Spirale des Vergleichens zu widerstehen. Man will jemand Besonderes sein, Aufmerksamkeit haben und aus der Masse hervorstechen. Meister Eckhart (1260-1328) hat davor bereits im Mittelalter gewarnt: „Darum hütet euch, dass ihr euch danach auffasst, wie ihr dieser oder jener Mensch in irgendeiner besonderen Weise seid.“ (Meister Eckhart, Predigt 46). Ich soll nicht danach streben, mich mit anderen zu vergleichen, um mich von ihnen abzuheben, sondern ich soll gelassen sein und *um-denken* (das biblische Motiv der *metanoia* ist auch in diesem Kontext wohl gut anschlussfähig): Wenn Du das Verlangen aufgibst, Dich zu vergleichen, Dich zu unterscheiden, „kann offenbar werden, was Dich in den Augen Gottes einzigartig werden lässt. [...] Deine Einzigartigkeit wird *umso mehr* zutage treten, *je mehr* Du das Verlangen aufgibst, [Dich vergleichen zu wollen,] Dich unterscheiden zu wollen.“ (Hoff, Verteidigung, 394f.)

Diese Haltung der Un-Unterschiedenheit, wie Meister Eckhart sie nennt, ist also die spirituelle Grundhaltung; die Voraussetzung, um überhaupt ins Gebet einsteigen zu können. Eckhart nennt sie *Abgeschiedenheit*. Wer diese Haltung einnehmen will, muss jeden urteilenden Blick ablegen und jedes ‚Nicht‘ vermeiden: „Das Nicht macht Unterschiedenheit. Wie das? Dass du *nicht* jener Mensch bist. Dieses ‚nicht‘ macht Unterschiedenheit zwischen dir und jedem Menschen.“ (Meister Eckhart, Predigt 46.) Dieses ‚Nicht‘ ist in der Welt von *Social Media* um ein Vielfaches präsenter als in der analogen Welt: Ich beneide die Arbeitskollegin, weil sie auf Urlaub ist, aber ich *nicht*. Ich sehe ein Reel eines Freundes, in dem er sportlichen Leistungen postet, die ich *nicht* schaffen würde.

Um diesem Sog des Unterscheidens und Vergleichens zu entkommen, ist die Grundhaltung der Abgeschiedenheit nötig. Sie soll uns aber nicht stumpf, abgeschirmt oder distanziert machen (was Charles Taylor *abgepuffertes Selbst* nennen. Vgl. Taylor, *Zeitalter*, 72-73.236), sondern durchlässig und offen für Einflüsse von außen, auch für eventuelle nicht naturalistisch dingfest machbare Entitäten. Dadurch wird man zu einem *poröse Selbst*, welches mit der Abgeschiedenheit einhergeht, man zieht keine strikte Grenze zwischen dem Innen und Außen. Man macht sich erreichbar, um mit Gott und allen anderen Geschöpfen in Beziehung, in Resonanz treten. Hier sehen wir, wie in diesem ABC der Spiritualität die Un-unterschiedenheit (A) in Responsivität (B) übergeht. (Vgl. Hoff, Verteidigung, 394-407.)

B: Responsivität (Liebe)

Die erste Stufe ist grundlegend, aber es ist ebenso essenziell, diese als Sprungbrett, nicht als Endstation zu sehen. Wer in Abgeschiedenheit stehen bleibt, riskiert es, ein *abgepuffertes Selbst* zu werden und „in einer neo-stoischen Praktik der Urteilsenthaltung, in einem neu-heidnischen Nihilismus oder in den Selbsttechnologien marktkonformer Gelegenheitsseelen stecken zu bleiben.“ (Hoff, Verteidigung, 407.) Auf die Praktik der Abgeschiedenheit hin muss man sich für Beziehung öffnen, sich porös machen für Responsivität bzw. Resonanz (Vgl. Rosa, *Resonanz*, 2016.). In der christlichen Tradition nennt man dies Liebe. Hans Urs von Balthasar beschreibt das Wecken und Entstehen dieser Liebe anhand des ersten Lächelns:

„Wenn die Mutter viele Tage und Wochen das Kind angelächelt hat, erhält sie einmal das Lächeln des Kindes zur Antwort. Sie hat im Herzen des Kindes die Liebe geweckt, und indem das Kind zur Liebe erwacht, erwacht es zur Erkenntnis: die leeren Sinneseindrücke sammeln sich sinnvoll um den Kern des Du.“
(Balthasar, *Glaubhaft ist nur Liebe*, 1963, 49. Zitiert nach: Hoff, Verteidigung, 409.)

Diese Art von Beziehung, Resonanz bzw. des Erwachens der Liebe, ist wohl am stärksten in Mutter-Kind-Beziehungen ersichtlich. Dieser christliche Liebesbegriff ist in der christlichen Kunst im Motiv der Mutter Maria mit ihrem Sohn Jesus verdichtet worden – als Beispiel sei das bekannte Mariahilf-Bild von Lucas Cranach d. Ä., welches im Innsbrucker Dom hängt, genannt.

Diese Beziehungskomponente soll im Folgenden im Licht von Martin Buber, einem österreichisch-israelischen Religionsphilosophen und Bibelübersetzer (1878–1965), unter die Lupe genommen werden.

Für Buber kann der Mensch der Welt mit zwei Grundeinstellungen bzw. Grundworten gegenüberstehen: *Ich-Du* oder *Ich-Es*. Das Grundwort *Ich-Es* kann nie mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. Es blickt immer in die Vergangenheit, hat immer einen konkreten Ort, eine konkrete Zeit und sieht das *Es* als ein Ding unter Dingen, welches erfahren, analysiert oder besessen wird. Buber kategorisiert alle Arten von bloßen Erfahrungen, auch innere unter der *Ich-Es*-Beziehung. Das Grundwort *Ich-Du* andererseits kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden und findet nur in der Gegenwart statt. In der *Ich-Du*-Beziehung begegne ich dem *Du* nicht als analysierbares Objekt mit Eigenschaften und Merkmalen, sondern als ungeteilte Einheit. Das *Du* kann weder besessen noch bloß erfahren werden, es ist kein Ding unter Dingen, sondern alles andere lebt im Licht des *Du*. (Vgl. Buber, *Ich und Du*, 15.) Buber bringt dramatisch auf den Punkt: „Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts, aber er steht in der Beziehung.“ (Ebd., 11.)

Das Gegenüber kann irgendein Lebewesen sein, der Mensch oder gar geistige Wesenheiten, also auch Gott. In der Begegnung mit Gott, im Gebet, spricht Ihm Gott das *Du-Wort* mit seinem ganzen Wesen, nicht bloß mit dem Mund. In der *Es-Welt* zu verharren bedeutet für Buber, eine bedauerliche Existenz, gar ein lebloses Dasein zu fristen: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ (Ebd., 16.) So ist auch im Christentum, welches durch die Selbstoffenbarung Gottes in Christus gegründet ist. Gott ist hier als Person der Ausgangs- und Endpunkt:

Das Zentrum der neutestamentlichen Offenbarung ist nicht die Lehre Jesu, sondern seine Person. Jesus hat uns nicht nur, wie etwa Buddha, eine Lehre verkündet, sondern er hat sich selbst verkündet, und deshalb ist der Glaube auch nicht zunächst ein Verhältnis zu seinen Lehren, sondern zu seiner Person.

(Mühlen, *Theologie und Glaube* 56 (1966), 390.)

Im Gegensatz zu vielen östlichen Meditationspraktiken, die intransitiv sind, sich ‚ins Nichts‘ richten und ohne ein Gegenüber sind, ist das christliche Gebet transitiv und auf ein präsentes Du bezogen – nämlich Gott. Paradigmatisch für eine solche transitive Theologie sind die Bekenntnisse des Augustinus: „Denn Du hast uns auf Dich hin geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir.“ (Confessiones I, 1.) Das ganze Werk des Kirchenvaters ist im *Du-Wort* an seinen Schöpfer gerichtet; es zu lesen ist so ähnlich, wie ihm beim lauten Beten zuzuhören.

C: Spiritualität als Erkenntnismodus

An dieser Stelle könnte man einwenden, dass eine zu prominente Betonung der Spiritualität in der akademischen Theologie fehl am Platz sei. Eine von Johannes Hoff angebotene Antwort zielt darauf ab, die Qualität spiritueller Praktiken als Erkenntnisweg neu zu entdecken. Dafür lohnt es sich, das griechische Wort *doxa* unter die Lupe zu nehmen: Philologisch betrachtet kann man es (u. a.) einerseits mit „Einbildung“/„Schein“/„Wahn“ übersetzen, andererseits mit „Herrlichkeit“ bzw. auf Englisch „glory“. So kann also dieses Wort, worauf Hoff hinweist, sowohl den *falschen Schein* (*Wahn, Einbildung*), als auch den *wahren Schein* (*Herrlichkeit*) bezeichnen. Wie man zwischen diesen

unterscheiden kann, deutet von Balthasar im oben erwähnten Zitat an: „(I)ndem das Kind zur Liebe erwacht, erwacht es zur Erkenntnis.“ (Von Balthasar, Glaubhaft, 49.) Indem das Baby von seiner Mutter wieder und immer wieder angelächelt wird, staunt es darüber und kann schließlich zwischen *wahrem Schein (Herrlichkeit)* und *falschem Schein* (Einbildung) unterscheiden. „Das Kind erkennt den wahren Schein in den Augen der Mutter schlicht und einfach dadurch, dass es zurücklächelt. Die wahre *doxa* ist uns dadurch erschlossen, dass sie in uns nachhaltige Resonanz wachruft.“ (Hoff, Verteidigung, 418.) Das Kind erwidert das Du-Wort der Mutter mit seinem eigenen Du-Wort, wenn auch nicht mit den Lippen geformt. Die Antwort auf dieses Lächeln, auf diesen *wahren Schein* der Mutter ist das Zurücklächeln des Kindes, was eine Art doxologische Praktik (Lobpreis) ist. Das Kind gibt dem *wahren Schein* der Mutter geradlinigen (*orthos*) Lobpreis (*doxazein*) zurück, es ist kompromisslos „*ortho-dox*“.

Anhand dieses Beispiels von Mutter und Kind soll veranschaulicht werden, dass doxologischen Praktiken ein *prä-reflektiver Erkenntnismodus* eigen ist, der nicht durch wahrheitsfunktionale Urteile ersetzt werden kann. Das Nachdenken kommt erst nach dem Lobpreis, das Rationalisieren muss sich hinter das Zurücklächeln einreihen. Diese Einsicht hat sich auch in der theologischen Maxime *lex orandi, lex credendi* ihren Platz gefunden (Vgl. Hoff, Verteidigung, 419.): Das Gesetz des Glaubens entspringt dem Gesetz spiritueller Praktiken. Ein gutes dogmengeschichtliches Beispiel ist etwa, dass Jesus Christus bereits viel früher als Gott angebetet wurde, bevor dies auf dem Konzil von Nizäa definiert wurde: So bezeugt etwa die Anrufung „*Marána tha*“ (1 Kor 16,22), dass Jesus bereits in der ersten Generation als „Herr“ (Mar/Kyrios/Adonai) angerufen wurde, was sonst im jüdischen Gebet Gott vorbehalten war. Oder ebenso im Philipperhymnus, der im Bekenntnis endet: „Jesus Christus ist der Herr zur Ehre Gottes, des Vaters.“ (Phil 2,11).

Anstelle eines Schlusswortes sei die existenzielle Einladung ausgesprochen, sich auf diesen beschriebenen Weg der Spiritualität zu begeben, der in diesen drei Punkten grob vorgestellt wurde. Spiritualität findet nicht im Kopf statt, sondern in dem gelebten Glauben. Man kann damit beginnen, sich vom Vergleichen und Unterscheiden abzuseiden, und Gott das *Du-Wort* mit dem ganzen Wesen sprechen. Denn, wie Buber schreibt, findet das wirkliche Leben nur in der Begegnung statt. Und das ganz erfüllende Leben in der Begegnung mit Gott.

Literaturverzeichnis

Augustinus. *Bekenntnisse*. Übersetzt von Joseph Bernhart. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1987.

Bunge, Gabriel. *Irdene Gefäße. Die Praxis des persönlichen Gebets nach der Überlieferung der Wüstenväter*. Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag 2013.

Buber, Martin. *Ich und Du*. 11. durchgesehene Auflage. Heidelberg: Lambert Schneider 1983.

Eckhart, Meister: Die deutschen und lateinischen Werke. Im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft herausgegeben. Die deutschen Werke, Band II: Predigten. Herausgegeben und übersetzt von Josef Quint. Stuttgart: Kohlhammer 1971.

Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp Verlag 2016.

Hoff, Johannes. *Verteidigung des Heiligen. Anthropologie der digitalen Transformation*. Freiburg i. Br.: Herder 2021.

Mühlen, Heribert. *Theologie und Glaube* 56 (1966), 390.

Taylor, Charles: *Ein säkulares Zeitalter*. Aus dem Englischen von Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2012.